

Erinnerungen an meinen Vater Lothar van der Borght (1895-1978)

Nun ist es schon über 30 Jahre her, dass es ihn nicht mehr gibt, und die Erinnerungen an meinen Vater drohen zu verblassen. Dabei hatte er ein so bewegtes Leben und er erzählte gern davon. Als Kind hörte ich diesen abenteuerlichen Geschichten gespannt zu. Aber mit zunehmendem Alter wiederholten sich die Geschichten und oft genügte schon ein Stichwort und ich wusste, welches Erlebnis nun käme. Dann wollte ich nicht mehr zuhören und winkte ab. Doch schon nach seinem Tode bedauerte ich, nichts von seinen Erzählungen schriftlich festgehalten zu haben. Inzwischen sind viele Jahre vergangen und es wird Zeit für mich, etwas darüber aufzuschreiben, bevor die Erinnerung ganz verblasst.

Ich trat erst in sein Leben, als er den größten Teil schon hinter sich hatte und kenne deshalb das meiste nur aus den Geschichten von ihm und von Fotos vergangener Zeiten. Er selbst sagte immer von sich, er stamme aus dem vorigen Jahrhundert. – Heute müsste man sagen, aus dem vorvorigen Jahrhundert. 1895 wurde er in Aachen geboren. Im September 1945, nach zwei Weltkriegen, an denen er aktiv teilgenommen hatte, wurde er, verlaust, verdreckt und abgemagert bis auf die Knochen, aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen und schlug sich zu meiner späteren Mutter durch, die er im Krieg geheiratet hatte. Eigentlich hatte er mit dem Leben schon abgeschlossen, doch dann entstand ich. Er war, als ich geboren wurde, 51 Jahre alt. Er lebte auf. Sein Leben bekam wieder einen Sinn. Ich weiß, dass er mich sehr liebte und ich ihn auch. Später, wenn ich mit ihm spazieren ging, fragten manchmal die Leute: „Na, gehst du mit deinem Opa spazieren?“, worauf ich entrüstet antwortete: „Das ist nicht mein Opa, das ist mein Vater!“

Meine Mutter war die zweite Frau meines Vaters. Nachdem seine erste Ehe durch die Kriegswirren in die Brüche gegangen und sein ältester Sohn im II. Weltkrieg mit 19 Jahren bereits gefallen war, hatte er meine Mutter durch eine Annonce kennengelernt und sich in sie verliebt. Er schrieb ihr sehnsuchtsvolle Briefe aus dem Felde, die so begannen: Mein liebes Fräulein Röslein! Ich darf doch wohl so zu Ihnen sagen?... Meine Mutter hieß Rose und war damals eine hübsche Frau, dunkelhaarig, klein, schlank und zierlich. Später wagte er es, zu der vertraulicheren Du-Form überzugehen und schrieb: Mein liebes Röslein... Ich las die Feldpost nach seinem Tode und war gerührt. So kannte ich die Liebe meiner Eltern zueinander gar nicht. - Was blieb von dieser Liebe? Der schwere Alltag fraß sie im Laufe der Jahre auf. Oder war es die Gewohnheit? Nein, nein, meine Eltern ließen sich nie scheiden. Sie blieben zusammen bis an ihr Lebensende. Die Musik und ihr Glaube verband sie immer. Aber ihre Beziehung und damit unser Leben zu dritt war voller Spannungen.

Mein Vater stammte aus vornehmem Hause. Mein Großvater war, als er geboren wurde, Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule Aachen. Meine Großmutter war bis zur Geburt ihres ersten Kindes, meiner Patentante Frieda, die ich aber bewusst nicht mehr erlebt habe, Opernsängerin. Sie malte auch recht gut. Ein Jahr nach Frieda wurde der Sohn Herbert geboren. Die Geschwister waren bereits 9 und 10 Jahre alt, als der Jüngste, Lothar, das Licht der Welt erblickte. Sein Name musste auf der zweiten Silbe betont werden, ebenso wie „Mama“ und „Papa“. Er war eigentlich nicht mehr geplant und seine Mutter ließ ihn das immer spüren. Lothar war ein empfindsames, musisches Kind mit blonden Löckchen und wasserblauen Augen. So sehe ich ihn auf einem Foto vor mir, im weißen Rüschenkleidchen mit Schleifchen auf einem Schneeleopardenfell artig sitzend, vielleicht zwei Jahre alt. Sein großer Bruder Herbert dagegen muss ein rechter Lausebengel gewesen sein, derb, mit Durchsetzungsvermögen. Er hat es später bis zum Fabrikdirektor einer Messerfabrik in Solingen gebracht. Als wir armen Ostverwandten ihn in den 50er Jahren einmal in seiner Villa in Solingen besuchten, ich war 8 Jahre alt, bestand seine Frau darauf, dass ich ein Krönchen trage (einen Dutt), und kleidete mich Ostkind neu ein, mit weißen Schuhen und Strümpfen und buntem Kleidchen. Allerdings alles zweite Wahl mit Fehlern; das merkte ich da aber noch nicht. Später schickte sie mir Päckchen mit ebensolchen Sachen, über die ich mich immer sehr freuen musste. Ich erinnere mich mit Grausen an einen bunten Sommerrock,

der einen fürchterlichen, schwarzen Druckstreifen mitten in dem Blumenmuster hatte, und ich schämte mich, ihn zu anzuziehen. Jedes Jahr bekamen wir eine Urlaubskarte aus Mallorca von den beiden, was damals den Reichen vorbehalten war.

Bei unserem Besuch in Solingen fuhr Onkel Herbert mit mir in seinem neuesten Auto (er hatte jedes Jahr das neueste Modell; diesmal war es ein sportliches, das hinten nur zwei Notsitze hatte) in seine Fabrik und stellte mich seinen Mitarbeitern vor, denn selber hatte er keine Kinder. Meine Eltern nahm er nicht mit. Er schämte sich wohl seiner Ostverwandtschaft. Mir schenkte er Kaugummi, brachte mir Billard bei und ich lernte die ersten italienischen Vokabeln von ihm. Ich fand den Urlaub schön, aber meine Eltern wollten nie wieder hinfahren.

Besagter Onkel Herbert ging mit seinem kleinen zarten Bruder als Kind nicht eben gerade zimperlich um und so geschah es, dass der kleine Lothar sich beim Schlittenfahren, nachdem Herbert ihn von einer steilen Böschung abgestoßen hatte, das Nasenbein brach. Für sein weiteres Leben war mein Vater durch ein markantes Nasenprofil gezeichnet.

Seine sanfte Schwester Frieda hingegen, die so manches von ihm abwenden konnte und ihm ein wenig auch die fehlende Mutterliebe ersetzte, liebte mein Vater sehr.

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde mein Großvater nach Berlin und zum Präsidenten des Kaiserlich-Statistischen Amtes berufen. Die Familie bezog eine 12-Zimmerwohnung am Reichstagsufer mit Bediensteten und Zimmermädchen. Man verkehrte beim Kaiser und mit hochrangigen Leuten aus Wirtschaft, Politik und Kunst. Zwischen meinem Großvater und dem Kaiser entstand eine freundschaftliche Beziehung, die sicher mit den Leistungen und Erfolgen meines Großvaters auf wirtschaftlichem Gebiet zusammenhing, und so geschah es des Öfteren, dass er zum Essen beim Kaiser eingeladen wurde. Mein Vater erzählte mir, dass der Kaiser zuerst sein Essen serviert bekam und, dass, wenn er das Mahl beendet hatte, gnadenlos abgeräumt wurde. Da waren die meisten Gäste natürlich noch nicht fertig mit dem Essen, besonders jene nicht, denen zuletzt serviert wurde. So soll mein Großvater einmal couragiert seinen Teller festgehalten haben und durfte dann zuende essen.

Wurden Reisen unternommen, so geschah das per Bahn. Meine Großeltern fuhren standesgemäß Erster Klasse und mein Vater musste mit den Dienstmädchen Dritter Klasse fahren. Die großen Geschwister waren zu der Zeit wohl schon aus dem Haus. Warum mein Großvater da nicht einschritt, weiß ich nicht. Wahrscheinlich war er zu sehr mit seinen vielen Ämtern, Posten und seinen schriftstellerischen Aktivitäten beschäftigt.

Mein Vater liebte von Kindheit an die Musik; - klassische Musik. Er wollte unbedingt Musiker werden. Doch seine Eltern verboten es. Er sollte kein armer Künstler werden, sondern einen „anständigen“ Beruf erlernen. Auf dem Dachboden des Hauses stand ein altes Klavier. Auf dem übte er heimlich in jeder freien Minute und mit 14 Jahren war er so weit, dass er sein erstes Beethoven-Klavierkonzert geben konnte. Trotzdem verhinderten seine Eltern zunächst seine weitere musikalische Laufbahn. Er genoss eine sehr konservative, preußische Erziehung. In „gutem“ Hause war es zum Beispiel verboten zu pfeifen. Das war ungehörig und etwas für „Gassenjungen“. Oder Schlager zu hören, war verpönt. Viel später hat er versucht, solche Dinge auf meine Erziehung zu übertragen, aber das hat bei mir nicht mehr gefruchtet.

Als mein Vater 19 war, begann der I. Weltkrieg. Seine Mutter hatte darauf bestanden, dass er die Offizierslaufbahn einschlägt, wie das damals in höheren Kreisen üblich war. Er war inzwischen ein großer, schlanker, blonder, junger Mann geworden, wiegesagt mit markantem Profil. Mit Beginn des Krieges legte er, wie man damals sagte, das „Notabitur“ ab und seine Lehrer mussten vor ihm, als jungem Offizier, stramm stehen. Mathematik war immer seine schwache Seite und ich glaube, dass er das Abitur wegen Mathe vielleicht nicht bestanden hätte in Friedenszeiten. Und ausgerechnet eine Bankkaufmannslehre musste er nun machen! Nach dem Krieg hat er tatsächlich kurze Zeit bei der Deutschen Girozentrale gearbeitet. Aber zunächst zog er in den Krieg und nun war seine Mutter stolz auf ihn, denn schon bald erwarb er das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Er war, wie es sich für seine Kreise gehörte, bei der Kavallerie und hatte durch eine mutige Tat eine Gruppe von Pferden aus feindlicher Linie gerettet. Dafür bekam er das Eiserne Kreuz. Wo und wie mein für

mich unsportlicher Vater reiten gelernt hatte, weiß ich nicht. Wohl während der Offiziersausbildung. —

Nach dem Krieg lernte er seine erste Frau, Elsa, kennen. Von seinem Elternhaus war die Trennung schon Anfang des Krieges vollzogen und nun konnte er sich endlich auch der Musik widmen. 1919 bis 1921/22 absolvierte er ein Anfangsstudium Klavier, Orgel und vermutlich Kompositionslehre am Klindworth- Scharwenka- Konservatorium. Dieses zu den größten Musikschulen Berlins zählende, wurde von Xaver Scharwenka, einem damals weltweit bekannten Komponisten, Solisten und Musikpädagogen, 1881 gegründet. Dort arbeitete er mit seinem Bruder Philipp zusammen, der 1917 verstarb. Mein Vater muss nach seinem Erzählen Xaver Scharwenka noch kennen gelernt haben. Wichtig wurde später für ihn die enge Freundschaft mit Phillips Sohn Walter, der ebenfalls am Konservatorium tätig war.

In Deutschland brachen Anfang der 20er Jahre unsichere Zeiten an, die Inflation begann und viele Deutsche wanderten nach Amerika aus. 1923 entschloss sich auch mein Vater, mit seiner Frau nach Südamerika auszuwandern. Und auch sein Neffe, Friedas Sohn, ging später nach Südamerika, nach Paraguay, und wurde dort Farmer. Mein Vater ging nach Uruguay, nach Montevideo. Aus dieser Zeit konnte er tolle Geschichten erzählen, denen ich als Kind mit Spannung lauschte. Er machte dann die Geräusche des 33-Tausend-Tonnern nach, auf dem sie sich eingeschifft hatten, das tiefe Signalhorn, die Geräusche der mächtigen Schiffsschrauben und sprach Spanisch. Vor der Ausreise hatte er die Dolmetscherprüfung in Spanisch und Französisch abgelegt. Er erzählte von der Überfahrt, von Stürmen und von anderen Passagieren. Im Hafen von Rio de Janeiro hatten sie für ein paar Stunden angelegt. Die Passagiere durften an Land, sollten sich aber rechtzeitig wieder auf dem Schiff einfinden. Doch das Schiff konnte nicht ablegen, da ein Passagier fehlte. Nach einer halben Stunde vergeblichen Wartens wurden die Anker gelichtet. Bereits auf hoher See, sah man von weitem ein Motorboot, von dem aus heftig gewinkt wurde. Die Maschinen wurden abgestellt und der fehlende Passagier, ein dickerer älterer Herr, musste sich bei ziemlichem Seegang unter Lebensgefahr die Strickleiter hochhangeln, zum Gaudi der Besatzung. Als er oben ankam, schwitzte er Blut und Wasser. Den Aufenthalt des Schiffes musste er teuer bezahlen.

Mein Vater, als hochmusikalischer Mensch, konnte wunderbar Stimmen, Geräusche und Dialekte nachahmen und andere Sprachen sprechen, wie Spanisch, Französisch, Englisch, Griechisch und etwas Portugiesisch - später, nach der Kriegsgefangenschaft, auch etwas Russisch, Als sie in Montevideo ankamen, schwammen kleine Indio-Jungen flink, wie die Fische, heran und bettelten um Geld. Die Passagiere warfen ihnen blanke Münzen ins Meer und die kleinen Indios tauchten blitzschnell danach, An Land hatte sich im Hafen eine große Menschentraube um einen Mann gebildet, der Würstchen verkaufte, aber nicht wegen der Würstchen, wie sich herausstellte, sondern wegen der Art, wie er sie anpries. Er stammte aus Sachsen und pries seine Würste auf Sächsisch-Spanisch an, Mein Vater konnte das sehr lustig nachmachen. Jedenfalls wurde dieser Mann seine Ware reißend los und das war seine Existenz.

Mein Vater schlug sich zuerst als Kinoorgelspieler zu Stummfilmen durch. Elsa bekam ihren ersten Sohn in Uruguay, Waldemar. Er wurde von einer schwarzen Amme gesäugt. Mein Vater musste nun seine Familie durchbringen. Das war mit der Kinoorgel nicht möglich, aber er hatte Glück und bekam eine Stelle als Musikdozent in Montevideo. Seit dieser Zeit hasste er übrigens Kino- bzw. Hammondorgeln. Wenn in meiner Jugendzeit im Radio mal solche Musik erklang, wurde sofort abgeschaltet. Auch Schlager durfte ich aus schon genannten Gründen in seiner Gegenwart nie hören.

Der Familie ging es dann finanziell besser, so dass mein Vater auch Reisen innerhalb Uruguays und nach Brasilien unternehmen konnte, auf denen er so einiges erlebte. Einmal wäre er beinahe von einer Tarantel gebissen worden, als er sich in einer Art Waschküche ein Bad in eine Wanne einlassen wollte. In der Wanne saß diese hochgiftige Vogelspinne und er ahnte nicht die Gefahr, in der er sich befand. Der Gastgeber rief auf Spanisch: „Achtung! Tarantel?“ Splitternackt flüchtete mein Vater im letzten Moment,

In Paraguay besuchte er seinen Neffen Wolfgang, den Farmer. Der war gerade ganz unglücklich, weil einer seiner Freunde ihn besucht und ahnungslos auf ihn wartend, sein geliebtes Haustier

erschossen hatte, vor dem er erschrak, als es sich lautlos auf die Terrasse schlängelte. Es war eine ausgewachsene Riesenschlange, eine Boa Constrictor, die dafür gesorgt hatte, dass Ratten, Mäuse und anderes Kleingetier sich nicht im Hause einnisteten. An sich gab es das öfter in Südamerika: Riesenschlangen als Haustiere.

Bei seinen Reisen traf er auch auf Indianer und einmal schloss er mit einem von ihnen eine Wette ab, wer schneller reiten könnte. Die Rennstrecke ging durch unwegsames Gelände mit Sträuchern und einer Hecke. Mein Vater gewann das Pferderennen, so erzählte er, um Haaresbreite, weil er sein Pferd dazu bringen konnte, über die Hecke zu springen, während das Pferd des Indianers um die Hecke herum lief. Der Indianer fühlte sich in seinem Stolz verletzt und war sehr böse, so dass es mein Vater vorzog, die Gegend zu verlassen.

Gerade hatte er sich sein Leben in Südamerika mit Frau und Sohn gut eingerichtet, da kam 1926 aus Deutschland die Nachricht, dass sein Vater, mein Großvater, im Sterben liege. Sie rafften ihr wenig erspartes zusammen und fuhren zurück nach Deutschland, um den Vater noch einmal zu sehen. Eine erneute Überfahrt nach Südamerika war ihm aus finanziellen Gründen nicht mehr möglich. So mussten mein Vater und seine Frau in Deutschland bleiben, wo noch im gleichen Jahr ihr zweiter Sohn, Richard, nach unserem Großvater benannt, geboren wurde.

Ab 1927 vervollständigte mein Vater sein Musikstudium am Konservatorium, insbesondere auf dem Gebiet des Orgelspiels bei Walter Scharwenka, dem Sohn Philipp Scharwenkas, der inzwischen die Leitung des Klindworth-Scharwenka-Konservatoriums übernommen hatte. Seit 1928 war er bereits Walters ständiger Vertreter für Kirchenmusik und Chor an der Lukaskirche in Steglitz. Bald schon bescheinigte ihm Scharwenka musikalische Ebenbürtigkeit. Wie Scharwenka war auch mein Vater ein glühender Verehrer Bachs. Er spielte an vielen großen Orgeln Deutschlands, hatte Erfolge, gab Orgel- und Klavierkonzerte, dirigierte verschiedene Orchester, leitete Chöre, komponierte und beherrschte mehrere Instrumente. Durch die Musik fand er viele Freunde. Mit Walter Scharwenka arbeitete er bis zum Ausbruch des Krieges eng zusammen. Sie gaben zusammen große Konzerte; Scharwenka dirigierte und mein Vater spielte Orgel. Musik war sein Leben. Zu mir sagte er oft, die Musik habe ihm über vieles im Leben hinweggeholfen.

In dieser Zeit wuchsen seine Söhne heran. Den Fotos nach zu urteilen, muss das eine schöne Zeit für die Familie gewesen sein. Sie besaßen ein eigenes Auto, so eins mit Trittbrettern, auf das mein Vater stolz war.

Der ältere Sohn, Waldemar, entwickelte sein Mal- und Zeichentalent und Richard lernte Cello spielen. Dann wurde Richard schwerkrank. Er bekam eine Gehirnhautentzündung, von der er sich nur sehr langsam erholte. Zurück blieben geistige Schäden. Er wurde debil. Das Familienglück litt unter der psychischen Belastung. Waldemar ging mit 14 Jahren gegen den Willen der Eltern zur See. Er heuerte in Hamburg beim Norddeutschen Lloyd als Schiffsjunge an. Sein Seefahrtsbuch habe ich noch. Er umfuhr in jungen Jahren zweieinhalb Mal die Welt und brachte es bis zum Schiffsmaat, bevor der II. Weltkrieg ausbrach, zu dem er sich mit 18 Jahren freiwillig meldete. Mit 19 Jahren fiel Waldemar in Griechenland. Der Tod seines geliebten Sohnes traf meinen Vater tief. Elsa hatte alles vorher kommen sehen. Sie hatte das „zweite Gesicht“, die seltene Gabe, alles vorzusehen. Das wirkte sich im Laufe der Jahre belastend auf die Ehe aus. Mein Vater wollte von diesen Dingen nichts wissen.

Er musste zur Wehrmacht. Da er schon im ersten Weltkrieg Offizier war, wurde er zum Feldwebel und schließlich zum Hauptmann befördert und hatte eine Kompanie zu befehligen, zu der er, wie er erzählte, immer ein kameradschaftliches Verhältnis hatte.

Zu seinem ehemaligen Stallknecht in Frankreich, Monsieur Fischeer, wie die Franzosen ihn nannten, den er nach dem Krieg durch Zufall wiedertraf, hatte er noch jahrelang freundschaftlichen Kontakt. Der schweißte mir, als ich vier Jahre alt war, aus alten Eisenteilen einen Roller zusammen und erfüllte mir damit einen Kindertraum.

Zu den Leuten, die ihn als Besatzer beherbergen mussten, hatte sich mein Vater immer anständig verhalten, wie er erzählte. Hitler war für ihn als höheren Offizier nur der „Gefreite“, den er in seiner Gefährlichkeit und Grausamkeit total unterschätzt hatte. Er glaubte, wie viele zuerst,

Deutschland verteidigen zu müssen. Als sein Sohn fiel, sah er die Sinnlosigkeit des Krieges. Die Musik verband ihn mit vielen Menschen. Wo er ein Klavier fand, spielte er und der Bann war gebrochen. Freund oder Feind, das zählte da nicht, sondern der Mensch. Und so handelte er sich immer wieder Schwierigkeiten ein.

Dann kam er ins Lazarett nach Riga. Dort freundete er sich mit einer Russin an und musizierte heimlich mit ihr. Nach seiner Genesung, die sich längere Zeit hinzog, wurde er aus Altersgründen ausgemustert. Wie ich der Feldpost nach seinem Tode entnahm, lag er aber nicht wegen einer Kriegsverletzung im Spital, sondern, weil er, der immer für schöne Frauen schwärmte, sich im Krieg, wie viele Soldaten, eine entsprechende Krankheit eingefangen hatte, die gründlich auskuriert werden musste. Er gestand es meiner Mutter später in den Briefen, bevor er ihr einen Heiratsantrag machte, weil er seine neue Ehe ehrlich beginnen wollte. Zunächst aber kam er zurück nach Berlin und glaubte, für ihn sei der Krieg zuende. Elsa hatte sich inzwischen mit ihrem Hausarzt angefreundet. Einer Sekte um Bo Yin Ra war sie schon früher beigetreten. Bo Yin Ra war ein Deutscher, der mit bürgerlichem Namen Joseph Schneiderfranken hieß, und von sich behauptete, er sei der neue Messias. Er schrieb Bücher und verbreitete seine Lehre. Elsa hatte schon 1922 persönlichen Kontakt zu ihm, wie ein Brief an sie beweist, und sein Einfluss reichte mindestens bis in die 70er Jahre. Er wirkt auf dem Foto, das ich besitze, mystisch, mit finsterem, stechendem Blick. Und er konnte hypnotisieren. Entsprechend wirkte er auf Elsa und viele andere. Sie entwickelte eine starke geistige Bindung an ihn und seine Lehren, die sie bis an ihr Lebensende beibehielt, als es Bo Yin Ra längst nicht mehr gab. Er malte übrigens auch: Es waren düstere, mystische Bilder. Dieses Buch mit seinen Lehren und Bildern von ihm habe ich aus Richards Nachlass.

Elsas Veränderung traf meinen Vater unerwartet und er ließ sich scheiden. Später hatten wir aber freundschaftlichen Kontakt zu ihr und Richard, zu dem ich als Kind „Onkel“ sagte, bis ich erfuhr, dass er mein Halbbruder war. Immerhin war er 20 Jahre älter als ich.

Kurze Zeit nachdem mein Vater meine Mutter kennengelernt hatte, wurde er zum Volkssturm eingezogen. Er kam an die Front im Osten Deutschlands. Aus dieser Zeit stammt die Feldpost an meine Mutter. Während eines Fronturlaubs 1944 heirateten meine Eltern – eine dürftige Kriegshochzeit. Er bekam noch einmal Fronturlaub, um seine Mutter begraben zu lassen, die sich in Wiesbaden, wo sie zuletzt lebte, aus Angst vor den Russen mit über 80 Jahren am Fensterkreuz in ihrer Wohnung erhängt hatte. Als er kam, lag sie schon im Sarg, hatte aber noch den Strick um den Hals. Der letzte Dienst, den er ihr erweisen konnte, war, ihr den Strick abzunehmen. So ein Ende hatte er ihr nicht gewünscht. Diesen letzten Anblick konnte er lange nicht vergessen.

So sehr hatte mein Vater sich gewünscht, noch glückliche Jahre mit meiner Mutter erleben zu können, doch er musste wieder an die Front und er war überzeugt, nicht mehr wiederzukommen. Er wusste schon lange, dass die Lage aussichtslos war und, dass die Soldaten nur noch als „Kanonenfutter“ dienten. Bei einem Fliegerangriff rettete er feindlichen Zivilisten das Leben. Einer aus seiner Truppe verpiffte ihn. Er sollte vors Kriegsgericht, kam dann aber stattdessen in ein Himmelfahrtskommando. Dieses Himmelfahrtskommando hatte den Auftrag, die östlichen Grenzstrecken in einem Güterzug mit 60 Waggons abzufahren und Partisanen aufzugreifen. Gegen die Partisanen kamen sie kaum an, aber jede Nacht mussten sie damit rechnen, dass ein Güterwagen in die Luft flog. Dass mein Vater diese Zeit überlebt hat, ist wie ein Wunder. Dann kam er in russische Kriegsgefangenschaft. Mein Vater besaß eine kleine Bibel, die er immer bei sich trug. Im Gefangenenlager war der Besitz einer Bibel bei Todesstrafe verboten. Irgendwie schaffte er es, dass sie nie entdeckt wurde und ihn keiner verriet. So konnten sich die Gefangenen seines Blockes gegenseitig immer wieder Trost durch Bibelworte spenden. Ihm hatte man angedeutet, da er ja einen höheren Dienstgrad gehabt hatte, ihn so schnell nicht aus der Gefangenschaft zu entlassen, wenn überhaupt.

Die hygienischen Zustände und die Wassersuppen schwächten die Gefangenen zusehends. (Die Worte eines russischen Aufsehers: „Merr chaben wirr nicht in Waldlagger!“, wurden bei uns zu Hause später zur stehenden Redensart, wenn das Essen knapp war.) Viele Gefangene bekamen die Cholera. Mein Vater auch. Er aß von der puren Kohle, die zum Heizen bestimmt war. Das rettete

ihm das Leben. Und dann war er, wieder wie durch ein Wunder, einer der Ersten, die gehen durften nach einem halben Jahr. Nach dem Krieg wurde er entnazifiziert.

Meine Eltern lebten als Flüchtlinge in einem Dorf in der Ostprignitz bei Kyritz, wo ich 1946 geboren wurde. Man hatte ihnen ein Zimmer im ehemaligen Gutshaus, dessen Besitzer, eine Familie von Platen, vor den Russen geflohen waren, zugewiesen. Meine Mutter hatte durch ihre Flucht aus der heute polnischen Seite Gubens, wo sie als Fürsorgerin tätig war, alles verloren und mein Vater besaß nach seiner Scheidung und dem Krieg sowieso nichts mehr. Er fing an, die wenigen Klaviere auf den Dörfern zu stimmen und gab Klavierunterricht. Dafür bekam er von dem einen mal ein Stück Butter, von dem anderen etwas Geschirr oder Brot, Kartoffeln und anderes. Beide halfen bei den Bauern auf den Feldern und versuchten mühsam, ausgemergelt wie sie waren, sich und mich durchzubringen. Bei mir, als kleinem niedlichen Mädchen, wurden den sonst hartherzigen Bauern die Herzen weich und sie beschenkten mich öfter mit Kuchen und Kinderkleidung. Meine Eltern nahmen mich manchmal mit aufs Feld zur Arbeit, oder zwei ältere Frauen im Gutshaus hüteten mich. Mit zwei Jahren, meine Eltern hatten mich wieder mit aufs Feld genommen, bekam ich plötzlich Krämpfe und lief blau an. Da rannte mein Vater, der sonst nie rannte, - Rennen war unter seiner Würde, - ins Dorf, um Hilfe zu holen.

Ich erinnere mich noch, wie ich es bei der Zuckerrübenerte meinen Eltern gleichtun wollte und versuchte, Zuckerrüben aus dem lehmigen Boden zu ziehen. Es war zu schwer für mich. Ich riss nur die Blätter ab und setzte mich dabei hin. Der Zuckerrübensirup wurde gleich auf dem Feld gekocht. An den Geruch kann ich mich noch erinnern. Auch daran, dass mein Vater mich mal auf ein Pferd setzte. Aber für meine spätere Tierliebe war es noch zu früh. Ich schrie wie am Spieß, bis er mich aus meiner Lage befreite.

Dieses Leben mit der schweren körperlichen Arbeit war so gar nichts für meinen unpraktischen, umständlichen Vater, der in Gedanken immer bei seiner Musik war und „in höheren Regionen schwebte“. Möglich, dass er sich diesen Schutz aufgebaut hatte, um all das Schwere, das er erlebt hatte, ertragen zu können. Für ihn hatte jetzt noch einmal ein neuer Lebensabschnitt begonnen, der mit seinem früheren Leben nicht mehr vergleichbar war. Meine praktisch veranlagte Mutter holte ihn immer wieder auf den Boden der Realität zurück.

Mein Vater war starker Raucher. Da er nichts anderes hatte, rauchte er Kirschblätter. Abends, wenn ich im Bett lag, spielte er Klavier. Dieses Klavier stand noch im Gutshaus. Er hatte es gestimmt und sich ins Zimmer geholt und war glücklich darüber. Bei den Klängen von Chopin, Beethoven und Bach und dem Geruch verbrannter Kirschblätter schlief ich ein. Ich kann heute noch in kein klassisches Konzert gehen ohne einzuschlafen. -

Die Zeiten wurden etwas besser. Wir zogen in die Kleinstadt Nauen. Mein Vater war dort Organist und meine Mutter wieder Fürsorgerin. Meine Mutter hatte eine Gesangsausbildung und mein Vater gab mit ihr zusammen Kirchenkonzerte. Sie probten zu Hause. Während sie auf der Empore ihr Konzert gaben, musste ich unten artig zwischen fremden Leuten sitzen. Aber da ich alles kannte, was meine Mutter sang, konnte ich nicht anders, als kräftig mitzusingen. Ich war vier oder fünf Jahre alt und so mancher wird über mich geschmunzelt haben. Mein Vater stellte schon früh meine Musikalität fest. Das freute ihn natürlich besonders. Später hatte ich Klavierunterricht bei ihm. Leider war ich seine einzige Schülerin, die es auf dem Gebiet nicht weit gebracht hat. Er konnte auch ganz gut malen und zeichnen und brachte mir einiges bei. Und auf diesem Gebiet, wo kein Zwang dahinter stand, habe ich ihn dann, spätestens ab dem Grafikstudium, überrundet. Als ich 11 Jahre alt war, hat er mir in mein Poesiealbum den Spruch von Goethe eingeschrieben: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Dieser Spruch sollte mein späteres Leben prägen.

Ich hatte eine unruhige Kindheit. Wir zogen oft um. Immer war es der Kampf um die Existenz, der uns in neue Gefilde verschlug. Mein Vater war 58 Jahre alt, als er als Musik- und Zeichenlehrer in Oranienburg zu arbeiten begann. Es fiel ihm schon schwer, sich auf die Jugend einzustellen. Fachlich war er sozusagen überqualifiziert, aber pädagogisch überhaupt nicht. Im zivilen Leben fehlte ihm eigenartiger Weise Durchsetzungsvermögen. Wenn er durch freche Schüler überfordert

war, warf er mit Kreide und Blumenvasen um sich. Lange hielt er diesen Stress nicht aus und politisch lag er überhaupt nicht auf der Linie. Dieser sozialistische Staat interessierte ihn eigentlich gar nicht mehr, dazu hatte er schon zu viel erlebt, und für den „Dachdecker“, wie er ihn nannte, empfand er Verachtung. Ein bisschen Standesdünkel war ihm aus alten Zeiten noch verblieben. Ganz konnte er ihn nie ablegen. Und warum auch? –

Er sattelte noch mal um und wurde mit 61 Jahren Hilfsprediger auf dem Dorf, später Pastor. Für mich waren dies die schönsten Kindheitsjahre, allerdings etwas getrübt durch die Strenge meiner Mutter und durch meine ersten politischen Erfahrungen als Pastorentochter. Auch die Spannungen zwischen meinen Eltern bedrückten mich. Mein Vater sagte mal zu mir in Anspielung auf seine zweite Ehe, er wäre vom Regen in die Traufe gekommen. Als alter Preuße war er zum Beispiel Pünktlichkeit gewöhnt. Doch meine Mutter wurde nie fertig mit dem großen Pfarrhaus und dem riesigen Garten. Sie war mit dieser Situation völlig überfordert, obwohl sie eine Haushaltshilfe hatte und selbst in so einem Pfarrhaus groß geworden ist. Immer kamen wir ihretwegen zu spät, ob wir nun irgendwo eingeladen waren oder einen Termin hatten oder verreisten. Ich sehe meinen Vater noch stöhnend in seiner Wartehaltung vor mir. Einmal musste er sogar den Zug aufhalten, damit wir noch mitfahren konnten. Meiner Mutter wuchs alles über den Kopf. Sie hatte schwache Nerven und regte sich sehr schnell auf. Wenn man dann etwas sagte, wurde es noch schlimmer. So gewöhnte er sich an zu schweigen und passiven Widerstand zu leisten. Sie schaffte es nie, das Mittagessen pünktlich auf den Tisch zu bekommen. Oft aßen wir erst um 15.00 Uhr oder noch später. Dann meinte er lakonisch zu mir: „Na, im Kriegsgefangenenlager gab's ja auch nichts zu essen.“ Wehe, sie hörte es! Wir bildeten eine Verschwörung gegen sie, aber, wenn es darauf ankam, wurde mein Vater schwach und fiel mir in den Rücken. Das nahm ich ihm übel. Doch ich verzieh ihm, denn ich merkte, er hatte eigentlich gar kein Interesse an so banalen Alltagsstreitigkeiten. Er hatte, wie auch ich, ein starkes Harmoniebedürfnis. Und wenn er dann Klavier spielte, schwebte er wieder in anderen Sphären. In puncto Essen war er eben abhängig, denn er konnte nicht kochen und hat es auch nie gelernt. Ich löste das Problem anders und ging nach der Schule zuerst zu meiner Freundin, wo ich mitessen durfte. Das hatte den Vorteil, dass ich zwei Mal Mittagessen konnte, und Hunger hatte ich immer.

Aber in allen theologischen und seelsorgerlichen Fragen hatte mein Vater an seiner Frau gute Unterstützung. Auch, was Diplomatie im Umgang mit anderen Menschen betraf, war sie ihm weit voraus und bügelte so manche Ungeschicklichkeit von ihm wieder aus. Denn er trat öfter mal unbeabsichtigt in ein Fettnäpfchen. Aber er hatte Humor und den liebte ich an ihm, und den hat er mir auch vererbt. Damit lässt sich bekanntlich vieles leichter ertragen. So lösten sich manchmal die Spannungen und wir konnten herzlich lachen. Selbst meine Mutter brachte er gelegentlich zum Lachen. Er imitierte und parodierte besonders gern Politiker oder verdrehte Worte. Er sagte zum Beispiel „Artilleriesverkalkung“, wenn er Arterienverkalkung meinte oder „Fresseschau“ statt Presseschau und vieles, was mir leider nicht mehr einfällt.

Mit 67 Jahren wurde mein Vater pensioniert und wir zogen nach Zehdenick ins Klosterstift. Dort spielte er noch die Orgel bis zu seiner Erblindung mit 80 Jahren, gab Klavier-, Geigen- und Gitarrenunterricht und gründete die Musikschule. Als er nicht mehr sehen konnte, fing er an, auswendig Klavier zu spielen. Doch dann vergaß er Teile eines Stückes und improvisierte. Irgendwann waren es nicht mehr all die geliebten Stücke der großen klassischen Meister, die wir von ihm kannten. Er spielte zwar immer noch ganz gut, aber es war nicht mehr das, was ich von ihm gewöhnt war und ich wurde traurig und ich glaube, er auch. –

Am schönsten war für mich immer, schon als Kind, wenn er mich mit an die Orgel nahm. Dann spielte er nur für mich. Er erklärte mir die Manuale und Register und führte mir die Klangfarben vor. Ich war fasziniert vom Klang der Orgel, der Akustik und der Atmosphäre in der menschenleeren Kirche. Wie er mit Händen und Füßen die Orgel zum Klingen brachte!

Als mein ältester Sohn in Zehdenick geboren wurde, lief mein Vater zur Orgel und spielte die D-Moll Toccata von Bach. Und mit dem Hören der D-Moll Toccata von einer Schallplatte habe ich

mich auch von ihm verabschiedet, als er mit 83 Jahren starb. Er starb einen leichten Tod: Er fiel um und war tot. – Gott war ihm gnädig.

Angelika van der Borcht.

2012

L. van der Borcht
Berlin-Friedenau
Ceciliengärten 51

